

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen Viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestelgelb.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr Abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlags- und Expeditions-Adresse: Tauchaer Straße 19/21. — Bei 6 Uhr 30 — 12 und 3 — 7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Die Politik der Prinzipienlosigkeit.

Leipzig, 29. Dezember.

Der rednerische Zweikampf, der im Reichstage zwischen Bebel und dem Reichskanzler ausgetragen wurde, hat der Petite République wiederholten Anlaß zur Kritik geboten. Zunächst nahm Jaurès dabei die Stellung ein, die dem sozialistischen Standpunkt entsprach, wovon wir in unserer Nummer 290 gebührende Notiz genommen haben. Inzwischen aber hat er die Sache zu einem Angriff auf die deutsche Sozialdemokratie zu drehen gewußt, auf den wir um so eher antworten müssen, als er von bürgerlichen Blättern, so von der Nation, ausgeschlachtet worden ist.

In der Petite République vom 19. Dezember knüpft Jaurès an die Bemerkung des Reichskanzlers an, wonach kein Dramatiker sich der sozialdemokratischen Partei anschließen dürfe. Daraus folgert er, die drei Millionen deutscher Sozialdemokraten seien ein dunkles Heer von Empörern, die in den Vorstädten lagerten, außerhalb der gesetzlichen Einfriedigung der Stadt und unter den Kanonen ihrer Wälle. Wie könne die Partei da von einer Beteiligung an der Regierungsgewalt reden? Der deutschen Sozialdemokratie sei selbst nicht einmal möglich, mit einiger Genauigkeit und Breite ihre Zukunftsaussichten, ihre politischen Pläne zu erörtern. Sie könne wohl (und das auch nur mit Vorsicht) ihre theoretische Vorliebe für die Republik bekunden. Aber sie könne nicht klipp und klar erklären, daß sie die Leitung der Geschäfte nur unter einem republikanischen Regiment übernehmen würde, einmal deshalb nicht, weil sie so für sich die Gefahren des Augenblicks und die Schwierigkeiten des Kampfes vergrößern würde, dann auch deshalb nicht, weil sie nicht wisse, ob sie als Uebergangsgewalt ein durch die Demokratie umgestaltetes Kaiserreich werde annehmen müssen. Ebenso wenig könne sie erklären, daß sie bereit sei, mit dem Kaiserreich zu regieren, unter der Bedingung, daß dieses allen Bürgern wahrhaft demokratische Bürgerschaften sichere, denn sie würde sich damit scheinbar dem monarchistischen Staat in dem Augenblick unterwerfen, wo dieser Staat sich heftig als ein gegen das Proletariat gewaffneter Klassenstaat bekunde. Daher rühre die Verlegenheit, die Bebel in mehreren entscheidenden Punkten gezeigt habe, trotz seines rednerischen Talents, trotz seiner Heftigkeit, trotz der begeisterten Hofsungsschreie, womit er auf die frivolsten Scherze des Reichskanzlers geantwortet habe. Daher das Mißverhältnis zwischen Bebel's Reden, die sich oft in Einzelheiten verliere, und der ungeheuren sozialdemokratischen Kraft, die sich in den Wahlen bekundet habe. Für

eine ziemlich lange Zeit noch sei die deutsche Sozialdemokratie zu einer zugleich glühenden und vorsichtigen Defensivverurteilung. Das Gebiet des unmittelbaren Kampfes sei für sie mit so vielen Hindernissen verperret und mit so vielen Fallen besät, daß sie keinen weiten Aktionsplan entwerfen könne.

Aus dieser geistreichen Auffassung folgert Jaurès, daß die Streitfragen zwischen Sozialisten für Deutschland erst einen akademischen Wert hätten. Die deutschen Sozialdemokraten ständen noch „unter der Krise“; sie seien politisch zu schwach, als daß die Probleme, „die uns bewegen“, für sie einen Wert hätten. Jaurès erklärt es für eine Art politischer Unschicklichkeit (inconvenance), wenn die deutschen Sozialdemokraten die Regeln und Kriterien, die sie aus der politischen und sozialen Verfassung Deutschlands gewonnen hätten, auf die Aktion des französischen Sozialismus anwendeten. Vielleicht würden die deutschen Sozialisten weise handeln, wenn sie sich in diesem Betrage der beschwerlichen und spitzfindigen Kontroversen enthielten, in die sie sich immer mehr verwickelten. Für die deutschen Sozialisten handle es sich darum, ob sie ein Regiment erobern würden, worin die Frage überhaupt gestellt werden könne. „Wir werden diese Probleme mit ihnen erörtern, wenn diese Probleme für sie existieren werden. Mögen sie uns bis dahin mit ihrem unduldsamen Dogmatismus verschonen und mit ihren grellen Dissertationen, die für Deutschland nur eine Schulübung sind.“

So schließt Jaurès seine Philippika, der man das Verdienst nicht abschreiben darf, aus der Not eine Tugend zu machen. Die Machtjägerie seines Freundes Millerand, der, unbekümmert um alle Prinzipien, sich mit dem Arbeiterschlächter Gallifet auf dieselbe Ministerbank setzte und Väterchens Orden auf seiner männlichen Brust schaukelte, ist eine Art höherer Politik, die der deutsche Sozialismus, der noch draußen vor den Toren lagert, heftig, kleinlich, verlegen, nicht einmal fähig, seine politischen Pläne zu erörtern, gar nicht zu fassen weiß. Die deutschen Liberalen, die nach dem Jahre 1866 umfielen, und um einen Anteil an der Macht, ihre Prinzipien in den Rauchfang schrieben, werden mit Entzücken den Duft der Nebelblumen einatmen, mit denen Jaurès noch nachträglich ihre staatsmännischen Häupter schmückt.

Diese Liberalen haben ihrerzeit auch das Menschenmögliche angeboten, um sich herauszureden, aber so nett wie Jaurès hat es doch keiner fertig gebracht. Kein Miquel hat damals einem Johann Jacoby gesagt: Du lagerst erst vor den Toren, ein halb Wilder noch, und verstehst gar nicht zu fassen, was ich in meinem hohen Denkerhaupte

berge. Im Gegenteil! Die Miquel von damals hatten noch eine Art von Schicklichkeit und sagten den Jacoby von damals: Ihr seid zu edel für diese schlechte Welt, in der man mit den Wölfen heulen muß. Die Millerand von heute sind mit unserer herrlichen Zeit fortgeschritten, und man begreift deshalb das Entzücken unserer liberalen Blätter, die durch Jaurès einen so strahlenden Mantel staatsmännischer Hoheit über die Politik der Prinzipienlosigkeit gebreitet sehen.

Was aber die deutsche Sozialdemokratie anbetrifft, so hat sie auf dem Parteitage in Dresden diese Politik gekennzeichnet, wie sich gebührt. Wir kennen sie aus dem ff. „glücklicherweise nicht aus unserer eigenen Geschichte, aber aus der Geschichte des deutschen Liberalismus, und so lohnt sich höchstens ein leichtes Achselzucken für das Bemühen der Petite République, die verschliffenen Kulisen, hinter denen die liberalen Worthelden längst verschwunden sind, abermals mit großen Zahnmarschfarben zu bemalen. Das deutsche Proletariat wird nicht an demselben politischen Sammer verkommen, woran die deutsche Bourgeoisie verkommen ist.

Im übrigen hiesse es der wunderlichen Kapuzinade, in der sich Jaurès gefällt, viel zu viel Ehre antun, wenn wir uns mit dem tatsächlichen Herrbilde befassen wollten, das er von der deutschen Sozialdemokratie entwirft. Für deutsche Leser genügt es, dies Herrbild niedriger zu hängen. Es zeigt aufs neue, daß sozialistisches Denken für Jaurès eine Unmöglichkeit ist. Man müßte bis zu den Anfangsgründen des Sozialismus hinabsteigen, um sich mit ihm zu verständigen, und auch das würde unnütz verschwendete Mühe sein. Manche lernen's eben nie, und zu ihnen gehört Jaurès in erster Reihe.

Albert Schäffle.

In dem ehemaligen österreichischen Minister ist ein Mann gestorben, dessen Name in den Reihen der deutschen Sozialdemokratie einst viel genannt worden ist. Als die Reichstagswahlen, die im Januar 1874 stattfanden, zuerst den „roten Schrecken“ in Deutschland verbreiteten, gab Schäffle seine Quintessenz des Sozialismus heraus, ein Schriftchen, das sich bemühte, dem Philister einen ungefähren Begriff von dem Wesen der Sozialdemokratie zu geben. Einen ungefähren Begriff, denn Schäffle selbst war weit davon entfernt, die moderne Arbeiterbewegung in ihrer historischen Größe und Tiefe aufzufassen.

Immerhin hob sich seine Quintessenz sehr vorteilhaft von den spießbürgerlichen Vorurteilen über die Arbeiterfrage ab. Schäffle ging von der marxistischen Werttheorie aus, an deren Hand er ein Bild der sozialistischen Gesellschaft entwarf. Zu diesem Zweck hatte nun Marx keineswegs die Werttheorie entwickelt; sie war

Seuiletton.

Manchmal verboten.

Pastor Klinghammer.

Roman von Wilhelm Segeler.

Wie in ihrem Leben war sie so verwirrt gewesen, nie hatte sie sich in einem solchen inneren Tumult befunden. Ähnliches wie das, was Julie ihr erzählt, hatte sie wohl in Büchern gelesen, aber mit unglaublichen Augen, wie man Märchen oder Geschichten aus andern Welten liest. Mit einem Schlag war sie nun in diese Welt versetzt. Sie hatte leibhaftig eine Frau getroffen, die nicht ihren Watten liebte, sondern einen andern Mann, die wie von etwas Natürlichem, Unabänderlichem, Unentzinnbarem von dieser Liebe sprach. Und sie achtete, diese Frau, sie liebte sie, wie alle andern sie verehrten und schätzten. Wie ist das möglich? dachte Marianne. Wie entsteht so etwas? Und im selben Augenblick dachte sie an Fritz, durchflog sie alle Phasen der erregten Aussprache noch einmal. Mit verstärkter Gewalt klangen alle jene leidenschaftlichen, unehrerbietigen Worte in ihrem Ohre wieder. Wie hatte sie das nur dulden können? Entsetzen ergriff sie. Wenn nun eines Tages sie sich verlor? Wenn die Liebe über sie hereinbrach und sie wehrlos darin ertrank wie ein vom Kampf befallener Schwimmer? Ich nähme mir das Leben, ehe ich meinem Mann die Treue bräche, dachte sie. Und sie sah sich in angstvoller Klücht zur Brücke rennen, nahe der Bank, wo sie mit ihrem Mann so oft geessen, und kopfüber in die Wellen stürzen. — Sie warf sich von einer Seite auf die andre.

Aber immer von neuem kehrten ihre Gedanken zu Fritz zurück. Immer wieder klangen seine gefährlich verführerischen Worte an ihr Ohr, deren Sinn sie jetzt erst wahrhaftig zu verstehen glaubte. Und als sie sich des süßen, nie gefühlten Schauerns entsann, der auf der Bank sie durchströmt hatte, dachte sie mit Entsetzen, daß das vielleicht der Anfang ihrer Liebe gewesen sei. Was sie für Gewissensbisse, für Reue, für Mitgefühl hielt, dies unaufhörliche An-ihn-denken, daß alles war vielleicht Liebe gewesen. Nicht, weil er ihr leid tat, nicht, weil sie ihr Unrecht wieder gut machen wollte, hatte sie ihm zugehört, sondern weil seine Worte sie freuten, weil sie Entzücken empfand, Furcht, aber noch mehr Entzücken. Wahrscheinlich? War das so? Liebte sie ihn wirklich? Nein! Nein! Sie haßte ihn ja! Er war ihr vollkommen gleichgültig. Nur durch Zufall hatte er eine Rolle in ihrem Leben gespielt. Sie hätte ihn längst vergessen, wenn er nicht plötzlich wieder aufgetaucht wäre. Aber warum hatte sie oft an ihn gedacht, schon in der ersten Zeit ihrer Ehe? Aber warum hatte sie so wild mit ihm getanz am Abend vor ihrer Verlobung? Aber warum hatte sie ihn geküßt, als er wie ein Sterbender dalag?

Mit furchtbarer Lebendigkeit stand das alles vor ihr und zeugte wider sie. Voller Entsetzen fuhr sie auf und umpreßte mit beiden Händen ihren Kopf. Daniel! — Warum denke ich nicht an ihn? Bin ich nicht seine Frau? Hab' ich ihn nicht lieb, jetzt wie früher? Macht er mich nicht glücklich? Aber als sie nun in namenloser Angst sich ihre alten Gefühle wieder wachrufen wollte, da war's, als wenn sie in tote Nische blies. Kein Funke wollte sich regen. Sie suchte nach einem lieben Wort, nach einer trauten Erinnerung, nach irgend etwas, was sie zu ihm

zog — und fand nichts. Endlich schloß sie ein und träumte tolles Zeug, das mit den Ereignissen des Tages keinen Zusammenhang hatte. Sobald sie aber im ersten Morgenrauschen erwachte, waren ihre ersten Gedanken: diese Frau — Fritz — ihr Mann.

Julie schlief noch. Ruhig atmend lag sie da, die goldbraune Flechte ihres Haars rollte sich um ihren vollen Hals, ihre Hand hing über den Betrand, lose geschlossen, als faßte sie im Schlaf nach einer andern Hand.

Während Marianne sich mit bleiernem Gliedern aufrichtete, dachte sie voller Born an ihre Freundin. Nie würde sie so werden, wie die! Wenn sie einmal die Kraft verlor, dann konnte es nur den einen Ausweg geben, daß sie sich das Leben nahm.

Aber jetzt im kühlen Frühlicht, wo die Fiebergedanken an Kraft verloren hatten, stand der Tod in blasser Ferne vor ihr. Sie sehnte sich nach Haus. Sie wollte ihr Herz ausschütten und Daniel alles sagen, wie es um sie stand. War es nicht möglich, daß er sie gütig und verständnisvoll anhörte? Sie freute sich fast bei diesem Gedanken, wie er mit leuchtenden Augen sie ins Haus geleiten und in seine Arme schließen würde. Und dann, wenn sie auf seinem Schoß saß, wollte sie ihm alles gestehen.

Der Anblick seines Bruders auf dem Wagen, fast Rücken an Rücken mit Marianne, hatte Daniel in die größte Erregung versetzt. In wenigen Sekunden war er zu dem Schluß gekommen, daß Marianne ihm absichtlich dessen Anwesenheit verhehlt hatte, daß sie ihn betrog, daß Fritz ihr nachstellte, daß furchtbare Dinge sich während der beiden Tage ereignen würden.